



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lux, Joseph Aug.: Der rote Rausch : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

des einzelnen anpassen. Durch Überlassung der Privatangestelltenversicherung an die Privatversicherung kann man vor allem auch erreichen, daß der Angestellte wirklich zu der Überzeugung gelangt, durch die Verpflichtung seines Arbeitgebers zur Beitragsleistung für seine Versicherung einen Vorteil aus dem Gesetz zu erlangen. Und nur dadurch kann herbeigeführt werden, was Regierung und Volksvertretung doch wohl in erster Linie erstreben: die Zufriedenheit der Angestellten.



## Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Eug

(Fortsetzung.)

Aber der Bruder Gastons, der verwachsene Richard, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Laß dich nicht irre machen, Bruder! Tue, wie Marcellin dir befiehlt. Wenn ich wäre wie du, ha! Heute nähme ich noch den Wandersteden! Paris, Paris!“

Vor den Augen Gastons stand wieder, von des Bruders Ahnung beschrieben, das lockende Phantom Paris. Marcellin will es so. Das war es ja, weshalb er in der Heimat nicht froh werden, weshalb er hier kein volles Glück finden konnte, weshalb er die Rosen nicht beachtete, die in den Gärten dufteten, die Liebe nicht bedankte, die aus allen Herzen wie aus tiefen Brunnlein floß, der Weinbergsfreuden vergaß und selbst den magischen Augen der schönen Jeanne widerstand, deren Liebesblick in Trauer ging, von langen, dunklen Wimpern beschattet.

Lachend und weinend fiel Gaston dem Richard um den Hals.

„Bruderherz! Jeanne ist meine Braut. Behüte sie! Wenn ich wiederkomme, will ich sie finden, unverändert, unversehrt, ihre Liebe, ihre Treue. Behüte sie wie dein Auge. Du stehst mir gut für sie, schwöre es mir, schwöre!“

Und Richard schwor.

Der Abend zündete alle Lichter der Freude an. Die Sterne tropften vor Glanz, die Hügel entschliefen, wohlighingestreckt, traumhüptig, und der Weinbergsfreudenrausch stieg ins Tal hinab, wo die bunten Lampions als farbige Zauber-  
vögel über den Köpfen schwebten.

Maskenscherze wurden aufgeführt; eine lebensgroße Puppe wurde gebracht, Gaston getauft, in einen Bottich als Sarg gelegt und zu Grabe getragen.

„Gaston est mort, vive Gaston!“ schrie die fröhliche Bande und zog unter übermütigem Heulen und Wehklagen hinter dem Leichenzug einher.

Gaston machte gute Miene und tat es allen anderen zuvor. Er ging als Erster hinter seiner Leiche her und weinte alle Tränen seines Lachens in sein Schnupftüchlein hinein.

Man war des Gottes voll.

Der junge Weingott hatte seinen Thron im schloßähnlichen Hause Marcellins aufgeschlagen; dort ging es am fröhlichsten her. Eine Milchstraße von Wind-

lichtern hing unter den Lauben, Höfen und Sälen des Schlosses; man saß Kopf bei Kopf an rohen Tischen, den dunkelblickenden Wein vor sich und eine Schöne um die Taille gefaßt; man scherzte, lachte, koste, summt ein frech anmutiges Viedlein, oder man schwang im großen Saal das Tanzbein.

Dunkeläugige Traube,  
Grün ist das Bette,  
Sternhell die Himmelslaube  
Komm, süße Jeannette . . .

Jeannette, Marcellins Tochter, die seit dem Tode der Mutter die Lasten der Wirtschaft trug, so leicht und grazios, als wär's nur ein Fruchtkörbchen, führte die Aufsicht, hielt Ordnung und griff selbst wacker zu, so daß jeder Gast sich wie ein König fühlte.

Jeanne hatte die Ohren voll Musik, voll Verse, voll Ständchenmelodie. Ihr galten die Huldigungen. Gaston und seine Kameraden sangen zur Laute und mußten Lieder improvisieren. Wem es nicht gelang, mußte Buße zahlen und hatte zum Schaden noch den Spott. Das Geld ward gemeinsam wieder vertan. Gaston, frech und gewandt, zupfte die Saiten und begann mit heller Stimme:

„Wie der Weinberg ist die Liebe —“

Aber er fand Reim und Pointe nicht dazu, wurde verlacht, mußte bezahlen; doch der Freund Léon nahm die Beile auf, trat vor und sang:

„Wie der Weinberg ist die Liebe —  
Winzer, frag' die Weinbergsdiebe.“

Gaston, fiebernd, eine Scharte auszuweken, räusperte sich, trat Jeanne in den Weg und begann:

„Liebe, lieblicher als Wein —  
Jeanne, wollest meine Hebe fein!“

Aber ein Dritter hatte die Gelegenheit schon erfaßt und improvisierte den Trumpf darauf:

„Nebenrotes Lippenpaar —  
Reich den Liebestrunck mir dar!“

Doch rasch gefaßt, flocht Gaston einen neuen Reim, um die Braut und den Bruder einzuschließen:

„Güter, sei mir auf der Hut —  
Fremde Trauben schmecken gut!“

Da griff wieder Freund Léon bedeutsam ein:

„Turteltauben, Turteltauben —  
Stiehlt der Güter selbst die Trauben!“

Der verwachsene Richard verzerrte sein bleiches Gesicht zu einem künstlichen Lächeln, er hätte gerne den Stein, der in seinen Garten flog, zurückgeworfen; aber er besaß die Gabe des flinken Reimens nicht. Sein Geist war verschlossen, unruhig und bohrend; dennoch vergaß er nie und gab die Antwort, wenn auch spät, so doch gründlich. Er wird die Antwort geben, und wäre es nach einem Leben!

Nun fielen die Spott- und Scherzreden hageldicht.

„Lesezeit, Lesezeit —  
Mädchen schlüpft ins Nonnenkleid, Nonnenkleid —  
Liebe Sünde, bist nicht weit!“

So sang einer, und dieses Liedchen machte die Runde von Mund zu Mund, von Tisch zu Tisch, von Gasse zu Gasse, durchs ganze Städtchen und in die nächtlichen Weinbergshohlwege hinauf.

„Es wäre nötig, die Mädchen um diese Zeit ins Kloster zu schicken“, sagten die Väter und Mütter und holten die Töchter von den Gassen herein.

Jeanne zu Füßen flogen diese artigen Dichterblumenkränzlein, einige blütenschwer duftend, andere dornenbewehrt, zu rizen, und wieder andere mit spizigen Pfeilen versehen, mit Pfeilen in rotes Herzblut getaucht . . .

Aber sie war nicht faul und gab fein und spitz die Pfeile zurück.

„Erhebt den Wein zum Steckenpferde —  
Seht, er wirft euch oft zur Erde!“

Leicht wie ein Vöglein war sie den Vogelstellern ent schlüpft, wie geschickt diese auch ihre poetischen Fangnetze werfen mochten.

Ein stark gebauter Mann mit langwallendem grauen Bart, hübschem, frischem Gesicht war gekommen und suchte Marcellin. Es war Emile Rouquié, Bürgermeister aus Carcassone. Als er Jeanne sah, wie sie mit heiterem Ernst als eine Priesterin des Weingottes ihres Amtes waltete, vergaß er Marcellin und blieb wie eine Säule stehen, leuchtenden Auges, ihr Tun zu verfolgen.

O, Jeanne, das war ein Prachtmädel! Jung, schön, die Brüste wie Trauben am Weinstock, der Atem wie das Bukett reifer Früchte, dein Mund wie ein geritzter Granatapfel, dein Schoß wie ein runder Becher, umsteckt von Rosen, dein Hals ein elfenbeinerner Turm, deine Zähne eine Herde weißer, in Milch gebadeter Lämmer, deine Jugend ein verschlossener Garten, eine verschlossene Quelle, ein verriegelter Born, deine Klugheit hell wie der Tag! Und wie sie ging, sprang, flog, leicht wie ein Vogel, und dennoch fest und sicher. Die Lenden schienen wie zwei Spangen, fein und fest gefügt, die Beine weißer, körniger Marmor, rund und edel geformt, der Schritt klingend wie in goldenen Schühlein!

Das Herz des alternden Junggesellen ward schwer bei diesem Gedanken, besonders als er an sein einsames Haus dachte, das nun ganz verwaist da stand, seit seine Schwester, das alte Fräulein, die Zügel des häuslichen Regiments aus der Hand gelegt und schlafen gegangen war. Nun suchte der alternde Mann seine verspätete Jugend und konnte sich nicht zurechtfinden. Soll er girren wie der freche Lölpel von einem Gaston, der ein solches Juwel von einem Mädchen nicht verdiente, nein niemals! Aber es ist noch nicht aller Tage Abend! Freilich, um Liebe zu säufeln, war man zu ernst, zu reif, zu alt geworden. Aber man war auch, weil man nie die Übung gehabt hat, knabenhaft schüchtern geblieben und wußte sich nicht geschmeidig und liebenswert zu machen. Nur das Herz war noch jung und flatterte wie ein ängstliches Vögelein unruhig in dem Käfig auf und ab, bewacht von der unreifen Knabensprödigkeit und von dem schwerfälligen Altmänner Ernst, die sich in dem braven Emile Rouquié vereinigten. Er war nicht zum Helden der Liebe geboren und sehnte sich danach und litt an diesem tragikomischen Schicksal.

Und schon hatte ihn Jeanne bei den Händen erfaßt und begrüßt wie einen lieben Onkel und hinaufgeschickt in das obere Stockwerk, wo Vater Marcellin Sitzung hatte; und kaum begrüßt, war sie auch schon wieder dahin, ein Augenblick des Glücks, den man vergebens zu halten strebt. So ging er denn mit schweren,

nachdenklichen Schritten, von seinen Träumen wie von neckenden Kobolden umgaukelt, durch den breiten, herrschaftlichen Hausflur, wo einst in einer märchentiefen Vergangenheit ein Seideknistern war, ein leichtes, höfisches Degenklirren, ein kokett gedämpftes Flüstern, silbernes Lachen, Fächerwinken und, aus Spizentüchlein entquollen, ein feines courtisanenhaftes Parfüm; jetzt lagen Weinfässer hier, die dickbauchig, phantastisch groß, altersschwarz unter der breit und frei angelegten Treppe hervorsahen, und säuerlicher Weinkellerdunst schwebte über Gängen und Stiegen geisterhaft durchs Haus. Über die ausgetretenen Steintreppen hinauf ging Rouquié und fand in einem oberen Saal, mit Amorettenköpfen an den Gesimsen und mit sonstigen Spuren verwitterter, feudaler Herrlichkeit, an einem langen, wurmfischigen, wackligen Tisch Marcellin, die Pariser Agenten, die Häupter der Winzervereinigung, den Pfarrer Lemire, Francillon, Abgeordnete aus Narbonne, Montpellier, Béziers, aus allen benachbarten Weinbezirken.

Während unten ein Meer von Fröhlichkeit in hochgehenden Bogen um das Haus schäumte und brandete, wütete in den oberen Räumen des alten Gemäuers ein finsterner Gedanke. Es ging um das Schicksal der Ernte, die Hoffnungen der Arbeitsjahre, um die Frucht der mit Schweiß gedüngten, wieder genesenen, gebenedeiten Erde. . . . Es war keine freundliche Stunde. Marcellin hatte Mühe, die ungestümen Ausbrüche des Unwillens zurückzudämmen und zu verhindern, daß einige Heißsporne sich an den Agenten vergriffen und sie zum Fenster hinauswarfen.

Rouquié, freudig begrüßt, schob einen zerrissenen, roßhaargepolsterten Lederstuhl an den Tisch neben seinen Freund Marcellin und ergriff nach eingeholter kurzer Information das Wort.

He, Gaston! Windbeutel! Hast du je gehört, was eines Mannes Rede ist? Mit offenem Mund würdest du stehen und staunen, blöd wie ein Knabe, glühend, verduzt, von deiner eigenen Wichtigkeit erdrückt. He, teure Jeanne! Möchtest du die Stimme vernehmen, die in breitem, glänzendem Strom dahinfließt, bald donnernd über Katarakte stürzt, bald sanft in friedlichen Auen mit freundlichen Ausblicken sich verbreitet, immer aber die Goldkörner der Weisheit, des Wissens und der Erfahrung mit sich führend, Statistik, Volkswirtschaft, Politik, Fachpraxis! Ein studierter Mann, ein geschickter Führer, ein guter Streiter! Seine Stimme müßte in der Wüste gehört werden! Mögest erkennen, Jeanne, was ein Fant ist, und was ein rechter Mann ist!

Zust im selben Augenblick scholl die helle Stimme Gastons, der unten zu seiner Laute sang, zu den offenen Fenstern herein und unterbrach den glatten Fluß der Rede des Bürgermeisters Rouquié. Dieser stockte ein wenig und ward ärgerlich, denn er bemerkte, daß die versammelten ernstesten Männer dem Singsang draußen ein willigeres Ohr liehen als den gewichtigen Worten des Winzers. Nur Vater Marcellin runzelte unwillig die Stirn; aber die anwesenden Fremdlinge, Makler und Geschäftsträger horchten schmunzelnd auf das nächtliche Ständchen:

„Dunfelängige Traube,  
Grün ist das Bett;  
Der Nachthimmel als Laube,  
Komm, süße Jeannette.“

Ein Chorus fiel ein, die Bechbrüder Gastons, und sang den Refrain:

„Ninon, Nana, Lolotte, Ninette,  
Marianne, Susanne, Babette . . .“

Die ganze Bande zog vorüber, Lied und Saitenspiel verklang in der Ferne und hinterließ in den Herzen einen seltsam verwirrenden Nachklang. Was sangen die Burschen? Nichts als die Mädchennamen der Stadt. Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette! Und der große Sang, ohne Reim und ohne Noten, rann durch die süßen Mädchennamen wie ein Strom der Liebe, der nur durch solche Strombette in die Welt rinnen kann.

Und von den kraftspendenden Hügelu, die nun entbunden und ermattet dalagen, nachtumhüllt, ging ein Tropfen und Ticken durch die Stille und rann durch Röhren in Bottiche und Fässer, und füllte die weiten, gewölbten, unterirdischen Keller, und floß über und über, als Bäche, Flüsse und Brunnen, das edle, rote Blut, das die Erde gab, ein Strom von Liebe, der durch die Welt rann, durch die Herzen und wieder Liebe erweckte, Leben, Fruchtbarkeit, Schicksal . . .

So geärgert Rouquié über den jungen Fant unten war, der ihm lästig im Wege stand, so ließ er sich dennoch ein wenig von dem sinnverwirrenden Nachklang des Ständchens gefangen nehmen, indem er mit zärtlicher Empfindung Seannettes gedachte.

Aber die tüchtige Jeanne hatte ein fröhliches Herz und liebte die leichte, prickelnde Art der Jugend, das Fangspiel mit den Herzen, die schalkhafte Weise der Susanne. Ihr Zigarro war Gaston. Warum nicht? Ein hübscher Bursche, verwegen und zugleich artig, ein bißchen leichtfertig, aber im Grunde gutmütig, ein wenig Schmetterling, flatterhaft, aber lenksam und in Seannes Zauber wie in Nezen verstrickt. Sie kannten sich schon als Kinder und liebten sich unbewußt und waren von den beiderseitigen Vätern einander versprochen, noch lange, bevor sie flügge geworden waren. Freilich, damals lebte noch Gastons Vater, die Familie war wohlhabend und die Verbindung auch vom Hause Marcellins erwünscht. Nun aber hatte sich so viel geändert, Gastons Vater war gestorben, das Vermögen zerfloßen und der Witwe mit den zwei Söhnen nichts geblieben als das Häuschen und ein paar Joch Weingarten. Daran waren die mageren Jahre schuld, die nicht jeder so glücklich bestehen konnte wie der umsichtige Marcellin. Gastons Vater hatte -allerdings als Trost für die ewige Reise die Versicherung seines Freundes Marcellin mitbekommen, daß dieser wie ein zweiter Vater sorgen wolle und die geplante Verbindung aufrecht erhalten werde, wofern die Kinder sich später leiden mögen. Mein Gott, wenn es gilt, einen Sterbenden zu beruhigen . . .! Aber die Bedenken kamen häufiger und häufiger, je älter Gaston und Jeanne wurden und je näher die Zeit der Erfüllung herannahte, und wurzelten schließlich unausrottbar fest. Marcellin hätte sich einen anderen Schwieger gewünscht. Ja, das war nicht zu leugnen, einen Mann wie Rouquié zum Beispiel, gesetzt, vermögend, charaktervoll, zartfühlend, den hätte er mit tausend Freuden an sein Vaterherz geschlossen. Sollte er das Kind, die teure Jeanne, betrüben? Nimmermehr! Vielleicht wenn man vorsichtig zu Werke geht, ganz schmerzlos. . . . Es war eine gute Idee des schlauen Marcellin, dem ahnungslosen Gaston die Verpflichtung aufzuerlegen, vorerst ein, zwei, drei Jahre in die Fremde zu gehen, die Welt kennen zu lernen, den Zwang der ernstn Arbeit, Geld zu erwerben, Tüchtigkeit und Erfahrung, und dann, wenn man was Rechtes geworden sei, könne man kommen und Jeanne heimführen. Dagegen war kein ernstlicher Grund von seiten Gastons und seiner Angehörigen einzuwenden. Marcellin konnte den weiteren Verlauf ruhig der Zeit überlassen.

Wer weiß, wie sich die Dinge wenden, die lange Trennung entfremdet, und schließlich ergibt sich von selbst, was sich sonst nicht hätte erzwingen lassen. Geduld, Freund Rouquié! hatte der diplomatische Marcellin im Vertrauen gesagt. Geduld, du bist noch jung! Das Alter macht es nicht! Und Rouquié war der Mann, der gelernt hatte, sich in Geduld zu fassen. Gedanken sind gut, Hintergedanken sind besser. Der direkte Weg geht um die Ecke. Die Hauptsache ist, zu berechnen, wie die Sache in der dritten Potenz wirkt!

Im Oberstoc des feudalen Gemäuers wütete das Schicksal über Land, Menschen und Dinge. Hier hatte Marcellin seine vertraulichen Unterredungen mit Rouquié, Bürgermeister aus Carcassone. Hier wurden die Pläne geschmiedet, die das persönliche, das öffentliche und das wirtschaftliche Interesse betrafen, hier hatte die Vereinigung der Winzer ihre Zusammenkünfte, hier wurde Marcellin zum Geschäftsträger und Oberhaupt der vereinigten Winzer ernannt, hier hatte er Gaston, den Sohn seines verstorbenen Freundes, seinen Schützling und vorbestimmten Schwieger beredet, Liebe und Heimat auf einige Jahre zu vergessen, weil ihm doch beides sicher sei, und hier wurde heute in einem scharfen Kampfe mit den Vertretern des großen Pariser Weinsyndikats das „Aktionskomitee zum Schutz der Winzerinteressen“ unter dem Vorsitz Marcellins und der Beordnung Rouquiés und Francillons begründet und zugleich beschlossen, den Krieg mit dem Syndikat aufzunehmen, den Wein nicht unter dem Preis zu verkaufen und die Regierung zu Maßnahmen gegen den Finanzring zu bestimmen. Marcellin und Genossen hatten die Drähte in der Hand, und, das muß man glauben, sie waren gute Drahtzieher.

(Fortsetzung folgt.)



## Vergessene Bücher und vergessene Dichter

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg



Es gibt Augenblicke, in denen dem Kritiker schmerzlich zum Bewußtsein kommt, daß er ungerecht gewesen ist. Ein solcher Moment war es, als Walthers Siegfrieds Roman „Lino Moralt“ in seiner neuen, durchgesehenen Ausgabe (Berlin, Meyer u. Jessen) mir wieder in die Hände kam. Das Buch erschien zum erstenmal vor zwanzig Jahren, und sein Verfasser ist seitdem mit neuen Gaben überaus sparsam gewesen. Selten aber ward in dieser Zeit auf „Lino Moralt“ wieder hingewiesen, und auch ich muß mich dessen schuldig bekennen, daß ich an dieser Stelle bei meinen gelegentlichen Rückblicken auf die Entwicklung des deutschen Romans in den letzten Jahrzehnten an diesem starken Werk vorbeigegangen bin. Jetzt wirkt es wie eine neue Erscheinung, ganz unveraltet, wie es denn damals schon nicht als das Werk irgendeiner herrschenden Richtung, sondern als ein selbständiges, tiefes Kunstwerk erschien. Der Untertitel „Kampf und Ende eines Künstlers“ ist nicht ganz richtig. Lino Moralt ist ein begabter Maler. Die Klippe, eine solche Begabung wirklich glaubhaft zu machen, umschifft Siegfried sehr glücklich, indem er den elementaren

Grenzboten I 1911

67